

URSZULA TOPCZEWSKA (WARSZAWA)

Kognition-Emotion-Volition. Fritz Hermanns' Beitrag zur linguistischen Diskursanalyse

Mit dem Namen Fritz Hermanns' sind einige interdisziplinäre Forschungsprogramme verbunden, wie z. B. politische Semantik, linguistische Hermeneutik, linguistische Anthropologie oder kulturwissenschaftliche Linguistik. Für diese Forschungsprogramme stellte Hermanns ein Konzept semantischer Analyse bereit, in dem die drei Bühler'schen Funktionen sprachlicher Zeichen: Darstellung, Ausdruck und Appell, auf die Trias Kognition-Emotion-Volition zurückgeführt und im Einstellungsbegriff vereinigt werden. An das Konzept schließt sich ein sozialpsychologischer Ansatz zur diskursiven Semantik an, der das Denken, Fühlen und Wollen sozialer Gruppen in der semantischen Analyse mit berücksichtigt. Dieser Ansatz wird im Folgenden als Hermanns methodischer Beitrag zur linguistischen Diskursanalyse gewürdigt.

Es wird zunächst Hermanns' dreidimensionale Bedeutungskonzeption diskutiert, nach der Bedeutungen kognitive, emotive und volitive bzw. deontische Komponenten aufweisen. Dann wird Hermanns' These erläutert, die lexikalischen Bedeutungen seien nur diskurslinguistisch zu ermitteln, und das methodische Verfahren skizziert, mit dem Hermanns kognitive, emotive und deontische Bedeutungen in ihrem diskursiven Kontext als Mentalitäten erfasst.

1. Drei Bedeutungsdimensionen: Kognition, Emotion und Intention

Hermanns geht von der Beobachtung aus, dass im Sprechen ebenso wie in Sprache weit mehr geleistet wird, als nur Propositionen zu äußern bzw. zu bilden. In sprachlichen Äußerungen werden neben den Kognitionen auch Emotionen zum Ausdruck gebracht sowie Intentionen aufgezeigt, wobei die Emotionen und die Intentionen nicht etwa als zusätzliche Konnotationen aufzufassen sind, denn sie spielen bei der Sinngebung eines sprachlichen Zeichens eine genauso wichtige Rolle wie die Kognitionen. Als Beispiel führt HERMANN (1995: 140) den folgenden Hilferuf an:

(1) Hilfe! Hilfe!

Aus dem Hilferuf wird das Bestehen einer Notlage erschlossen, und dieser Bedeutungsaspekt der Äußerung (1) ist als Sprechers Kognition in Bezug auf einen Sachverhalt etwa in Form von 'Ich bin in Gefahr' aufzufassen¹. In Bezug auf den Sprecher selbst drückt die Äußerung seine Angst aus, denn diese Emotion gehört immer zu einem Hilferuf². In Bezug auf den Adressaten zeigt die Äußerung die Intention des Sprechers an, vom Adressaten Hilfe zu bekommen, die dieser selbst zu leisten bzw. zu holen hat.

Diese Bedeutungsdimensionen sieht Hermanns bereits in Bühlers Organon-Modell (1934) als Darstellung, Ausdruck und Appell angesprochen. Bühler nennt sie „Sinndimensionen“ sprachlicher Zeichen und ordnet ihnen drei Funktionen zu: die Symbol-, die Symptom- und die Signalfunktion. Als Symbole stellen sprachliche Zeichen Sachverhalte dar³, als Symptome drücken sie Gefühle des Sprechers aus, und als Signale appellieren sie an ihre Adressaten (zeigen Illokutionen an). Diese Funktionen erfüllt Sprache nicht nur auf der *langue*-, sondern auch auf der *parole*-Ebene: Sie kommen sowohl einzelnen lexikalischen Bedeutungen als auch komplexen Äußerungsbedeutungen zu⁴. Daher interpretiert HERMANN

¹ Auch wenn die Notlage in (1) nicht explizit behauptet wird, ist sie nach Hermanns im Hilferuf implizit ausgedrückt.

² Wenn ein Hilferuf keine Angst zum Ausdruck bringt, ist er als Hilferuf misslungen (vgl. HERMANN 1995: 141).

³ Die Symbolfunktion einer Sprache wird von SEARLE (2010) für die Grundlage aller sozialen Institutionen gehalten.

⁴ Die Appellfunktion wird allerdings nicht in jedem Sprachgebrauch aktualisiert. Vgl. dazu HERMANN (1986).

(1995: 143) das Organon-Modell als ein Kommunikationsmodell, das die Trias der grammatischen Personen reproduziert⁵, und zwar wird die *ich*-bezogene Ausdrucksfunktion dem Sender zugeschrieben, die *du*-bezogene Appellfunktion dem Empfänger, und die Darstellungsfunktion bezieht sich auf die Sachverhalte, die Gegenstand der Kommunikation sind.



Hermanns versteht das sprachliche Zeichen im Bühler'schen Modell als eine Zeigehandlung (Sprechhandlung), die zwar als Äußerungstoken (Kreis) vorkommt, aber zugleich einen Äußerungstyp (Dreieck) repräsentiert. Bei der Perzeption der Handlung (eines Schallereignisses bzw. eines Schriftbildes) wird das Wahrgenommene einerseits auf das für den Typ Relevante reduziert (nach Bühlers *Prinzip der abstraktiven Relevanz*), andererseits wird die Handlung nach Maßgabe des Typs auch ergänzt (Bühlers *apperzeptive Ergänzung*⁶). Das Verstehen einer Sprechhandlung ergibt sich also aus dem Zusammenspiel des kontextuellen und konventionellen bzw. lexikalischen Wissens.

Bereits das Wissen um die lexikalische Bedeutung sprachlicher Zeichen umfasst nicht nur die deskriptive Komponente (Darstellung), sondern auch

⁵ AUER (1999) verneint dagegen ausdrücklich die Möglichkeit, Bühlers Modell als Kommunikationsmodell zu interpretieren. Es sei lediglich ein Zeichenmodell, das auf die zeichenkonstituierende Rolle der Kommunikationssituation hinweisen solle, denn: „Für Bühler sind Sprecher und Empfänger keine Schaltpunkte im Kommunikationsprozeß, sondern die zentralen Dimensionen des sprachlichen *Zeichens*“ (AUER 1999: 24).

⁶ Bühlers Beobachtung wird durch die heutige Pragmalinguistik bestätigt. LIEDTKE (2007) zeigt, dass das Äußerungsverstehen auf einer fragmentarischen Grundlage des Gesagten erfolgt und über das Gesagte hinausgeht. Diese fragmentarische Grundlage wird um eine Repräsentation des Gemeinten angereichert, und zwar auf eine systematische Art und Weise, z. B. nach Grice'schen Konversationsmaximen bzw. Levinson'schen Heuristiken, wobei die letzteren auf der Ebene des Äußerungstyps wirken.

die expressive bzw. evaluative⁷ (Ausdruck) und die präskriptive bzw. deontische (Appell)⁸. Alle drei Bedeutungsdimensionen können auch lexikalisiert werden. Selbst bedeutungsschwache Lexeme wie Interjektionen weisen alle drei auf: *ach, oh, aua* sind emotive Interjektionen, *psst* ist eine volitive (zum Schweigen auffordernd), *aha* eine kognitive (Ausdruck des Verstehens). Unter Umständen vereinen sie die emotive und die kognitive Komponente: „Das Wörtchen *pfui* bezeichnet nicht den Ekel, wie es die Vokabel *Ekel* tut (...), sondern *pfui* ist (...) der *Ausdruck* eines Ekels oder Abscheus“ (HERMANN 1995: 146). Um aber die emotive Bedeutung⁹ richtig zu gebrauchen, muss man wissen, dass seine Verwendung in Bezug auf schmutzige und ungepflegte Objekte angebracht ist, und dieses Wissen ist die kognitive Bedeutungskomponente.

Lexikalisierte Kognitionen bzw. Konzeptualisierungen von Gegenständen und Sachverhalten, Eigenschaften und Ereignissen sind eine linguistisch erwiesene Tatsache. Erklärungsbedürftig sind aber wohl lexikalisierte Emotionen und Intentionen.

Lexikalisierte Emotionen weisen die sog. Empfindungswörter auf, zu denen nach HERMANN (1995) außer Interjektionen v.a. Schimpf- und Kosenamen gehören, und darüber hinaus affektive Adjektive wie *niedlich, lieb, süß, goldig*, affektive Substantive wie *Scheusal, Schatz, Liebling*, kausative Partizipien wie *ermüdend, erschöpfend* sowie expressive Formeln wie *leider Gottes, der arme Kerl*. Es sind primär „emotionsausdrückende“ Lexeme, die nur sekundär zur Benennung von Emotionen dienen. Die sog. Gefühls- bzw. Emotionswörter wie etwa *lieben, hassen, Ekel, Angst, glücklich* oder *eifersüchtig*, die Emotionen benennen, bringen die benannten Emotionen dagegen nur sekundär zum Ausdruck. Diese Behauptung bezieht Hermann nicht nur auf die lexikalische Bedeutung der betreffen-

⁷ Wertungen und Emotionen gehen oft zusammen, obschon es auch emotionsfreie Wertungen und Emotionen ohne Wertungen gibt. Zur evaluativen Funktion von Emotionen vgl. SCHWARZ-FRIESEL (2007: 72-76).

⁸ *Deskriptiv, expressiv* und *präskriptiv* sind für Hermann synonym zu *kognitiv, emotiv* und *volitiv*. Für die beiden ersten Paare ist die Synonymie offensichtlich; im Falle von *präskriptiv* und *volitiv* wird sie von HERMANN (1995) so erklärt, dass jedes Sollen als Ausfluss eines Wollens zu verstehen ist: Es soll jemand etwas tun genau dann, wenn ein anderer will, dass er es tut.

⁹ Der Terminus „emotive Bedeutung“ (*emotive meaning*) taucht bereits in OGDEN / RICHARDS (1923) auf. Alston definiert ihn wie folgt: „A word has emotive meaning provided its presence in a sentence is sufficient to give that sentence the potentiality of being used to express some feeling or attitude“ (ALSTON 1967: 493; vgl. LEECH 1974: 18, LYONS 1977: 175).

den Wörter, sondern auch auf die Äußerungen, in denen sie diagnostisch (*Er liebt sie*) bzw. autodiagnostisch (*Ich habe Angst*) verwendet werden.

Für Diskussion hat insbesondere Hermanns' folgende Feststellung gesorgt: „Ich finde auch, der Satz *Ich liebe dich* drückt das Gefühl der Liebe in der Regel gar nicht aus“ (HERMANN 1995: 145). SCHWARZ-FRIESEL (2007), die Hermanns' Unterscheidung zwischen emotionsausdrückenden und emotionsbezeichnenden Lexemen für artifiziell hält, findet den Satz nicht weniger expressiv als eine spontane Liebesbekundung mit *Oh mein süßer Hase* und stellt ihrerseits fest: „Auch Äußerungen mit emotionsbezeichnenden Wörtern drücken selbstreferenziell den inneren Zustand des Sprechers aus“ (SCHWARZ-FRIESEL 2007: 147). Diese Feststellung ist allerdings ganz im Sinne Hermanns', für den Sprechhandlungen stets innere Erlebnisse ausdrücken, vom Sprecher gewollt und rational sind, also das Denken voraussetzen. Alle drei Bedeutungskomponenten von Äußerungen sind Hermanns zufolge als gleichwertige Bedeutungsfunktionen bzw. Dimensionen einer ganzheitlichen (holistischen) Bedeutung anzusehen, und nicht lediglich als Resultat der Addition der einzelnen Bedeutungen¹⁰:

In aller Regel ist es so, daß eine ausgedrückte Emotion mit einer dargestellten Kognition und einer offenbaren Intention zusammenpasst, so daß man von dem einen auf das andere sogar schließen kann. (HERMANN 1995: 144)

Hermanns geht es aber weder um sprachliche Ausdrucksformen für Emotionen (Emotionsvokabular) noch um ihre Konzeptualisierungen, die aus kognitionslinguistischer Perspektive von primärer Bedeutung sind, sondern um die bedeutungskonstituierende Rolle von Emotionen. Mit demselben Ziel untersucht er auch lexikalisierte Intentionen, also Wörter, die „ein Sollen mitbesagen“ (HERMANN 1995: 154), wobei das Sollen des Hörers das Wollen des Sprechers ist (vgl. HERMANN 1995: 155). Hierzu gehören sog. deontische Substantive, wie z. B. *Lüge* (soll nicht geglaubt werden), *Arbeit* (soll getan werden), *Pflicht* (soll erfüllt werden), *Miete* (soll gezahlt werden), *Einbahnstraße* (darf nur in eine Richtung befahren werden), *Brot* (darf nicht weggeworfen werden, höchstens darf es noch an Tiere verfüttert werden), *Opfer* (ihm soll geholfen werden), sowie deontische Adjektive, wie z. B. *lobenswert*, *vertrauenswürdig*, *korrekturbedürftig*, *strafbar*, *untragbar* (soll nicht ertragen werden, z. B. jemandes Verhalten),

¹⁰ Emotionen sind wie Kognitionen und Volitionen keine autonomen Module, sondern entstehen ebenso wie diese auf der Basis soziokultureller Handlungsmuster. Vgl. dazu etwa TABAKOWSKA (1998), WIERZBICKA (1999), FRIES (2000), MANSTAED et al. (2004).

ausbaufähig (im Sinne von ‘mangelhaft’, z. B. Sprachkenntnisse), *schulreif*, *schrottreif*, *urlaubsreif*.

Deontische Wörter sind diejenigen, die nicht nur benennen, sondern auch besagen, was man mit dem Benannten machen soll oder nicht machen darf. Diese Komponente der Wortbedeutung ließe sich oft aus dem emotiven Bedeutungsanteil ableiten¹¹. HERMANN (1986) exemplifiziert es am Beispiel von *Unkraut*. Da Unkraut unbrauchbar ist, soll es ausgerissen werden, aber:

Wird aus dem ‚Unkraut‘ jedoch eine ‚Blume‘, so darf man sie allenfalls ‚pflücken‘, alles andere wäre gefühllos; dem Bezeichnungswechsel entspricht nicht nur ein Sichtwechsel, sondern mit ihm wird uns zugleich ein anderes Verhalten zum Bezeichneten nahegelegt. (HERMANN 1986: 154).

Die deontische Bedeutungskomponente ist grammatikalisiert im deutschen Gerundiv (*Auszubildender*, *ein zu lesendes Buch*) und in den Lehnmorphemen *-andum*, *-and*, *-end*, *-endum*, die lateinische Gerundivformen kennzeichnen (*Explikandum*, *Definiendum*, *Analysand*, *Habilitand*, *Subtrahend*).

Die den deontischen Bedeutungen zugrunde liegenden Intentionen wurden in der Sprechakttheorie als Illokutionen erfasst und sind auf diesem Wege auch in die diskurslinguistischen Analysen eingegangen. Die bedeutungskonstituierende Rolle von Emotionen hat dagegen bis jetzt in der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung wenig Beachtung gefunden. Die expressive Funktion des Sprachgebrauchs wird in der Regel nur am Rande und dabei meistens nur auf der Wortebene in Form lexikalischer Detailanalysen behandelt. Ihre Vernachlässigung führt SCHWARZ-FRIESEL (2007: 7) auf das dualistische Menschenbild cartesianischer Prägung zurück, dem die moderne Linguistik nach wie vor verhaftet bleibt. Descartes’ *Cogito ergo sum* setze eine strikte Trennung von Geist und Körper sowie Verstand und Gefühl bzw. Kognition und Emotion voraus, wobei der Verstand als die privilegierte Eigenschaft des Menschen gelte. Psycholinguistischen Experimenten, die dieses Menschenbild zu bestätigen scheinen, misst SCHWARZ-FRIESEL (2007) – entgegen ihren früheren Standpunkt in SCHWARZ (1996²) – einen vorläufigen Charakter bei und

¹¹ Bewertungen des Sprechers sind zugleich Appell an den Adressaten, sich diesen anzuschließen (vgl. KLEIN 1989: 13). Beide Bedeutungskomponenten werden daher bei Klein unter dem Terminus „deontische Bedeutung“ zusammengefasst: „Bewertung und Appell sind Ausprägungen desselben deontischen Geltungszusammenhangs (...). Darum ist ‚deontisch‘ den vielfach benutzten Termini ‚expressiv‘/‚evaluativ‘ und ‚appellativ‘/‚präskriptiv‘, die jeweils nur eine Seite der Kommunikationskonstellation akzentuieren, überlegen“ (KLEIN 1989: 13).

ordnet sie dem realitätsabgehobenen Szientismus zu. Sie stützen sich auf die unbewiesene Annahme, dass die Kognition autonom von der Emotion sei, während viele psychologische und neurowissenschaftliche Befunde auf eine deutliche Interdependenz zwischen Kognitionen und Emotionen hindeuten, so dass man dem Menschen eine „emotionale Intelligenz“¹² zuspricht.

Es mutet also durchaus modern an, wenn Hermanns neben der Dreiheit auch die Einheit seiner drei Bedeutungsdimensionen betont und sie als kognitive, emotive und volitive Einstellungen unter den linguistischen Begriff der propositionalen Einstellung subsumiert. Nach seinen eigenen Worten richten sich diese Einstellungen „vermeintlich auf Propositionen, eigentlich jedoch auf die in ihnen dargestellten Sachverhalte“ (HERMANN 2002: 348)¹³. Den Einstellungsbegriff versteht Hermanns somit in seiner ursprünglichen sozialpsychologischen Bedeutung als Gesamtheit der inneren Dispositionen zu einer Handlung:

Denn es ist wohl in der Tat so [...], dass oft, wenn etwas z. B. als ‚x‘ erkannt (und benannt) ist, usuell (in einer ganzen Sprachgemeinschaft) mit einem ganz bestimmten Gefühl ‚y‘ und einem ganz bestimmten Wollen ‚z‘ auf dies ‚x‘ reagiert wird. Umgekehrt kann aber die Art unseres Denkens über etwas oder jemand auch davon abhängen, wie wir emotiv gestimmt sind, und davon, welcherlei Volitionen wir gerade haben (...); schließlich hängen auch Emotionen ab von Wünschen und Wünsche von Emotionen“ (HERMANN 2002: 349)

2. Denken, Fühlen und Wollen in der linguistischen Diskursanalyse oder semantische Momente einer Mentalität

Die Hermanns'schen Einstellungen, also Kognitionen, Emotionen und Intentionen, sind als diejenigen Kommunikationsfaktoren anzusehen, die die menschliche Kommunikation erst menschlich machen. Denken, Fühlen und Wollen werden traditionell als wesentliche geistige Fähigkeiten des Menschen angesehen¹⁴, die durch eine jeweils individuelle Identität und zu-

12 Der Terminus „emotionale Intelligenz“ (EQ) geht auf SALOVEY / MAYER (1990) zurück und bringt zum Ausdruck, dass rein kognitive Fähigkeiten beim Denken nicht ausreichen.

13 Auch FALKENBERG (1987: 162) fasst diese drei Bedeutungsdimensionen als Muster von Bewusstseinsphänomenen (mentale Grundmodi) auf, denen er sprachliche Handlungsmuster (illokutionäre Grundmodi) wie folgt zuordnet: kognitiv – assertiv, volitiv – injunktiv, affektiv – exklamativ.

¹⁴ Zur Herkunft und Anwendung dieser Trias in der Linguistik vgl. HERMANN (2002: 344-345).

gleich durch soziale Zugehörigkeit und somit kulturelle Identität bestimmt sind. Sprache – und nicht erst Produkte des Sprachgebrauchs – ist dabei einerseits eine Ausdrucksform dieser Fähigkeiten, andererseits ein konstitutiver Teil der Kultur¹⁵ bzw. – mit Wittgensteins Worten gesprochen – ein Teil sozialer Lebensform (vgl. PU § 23).

Die Erforschung der sozialen Dimension des Sprachgebrauchs erklärt Hermanns zum Hauptanliegen der historischen Semantik, die mehr als nur Wort- und Formgeschichte sein soll. Soziopragmatisch aufgefasst sollte sie eine Mentalitätsgeschichte¹⁶ sein, die untersucht, „wie Menschen in verschiedenen Epochen und verschiedenen sozialen Gruppen unterschiedlich denken, fühlen, wollen; und wie umgekehrt der Sprachgebrauch ihr Denken wie ihr Fühlen und ihr Wollen mitprägt“ (HERMANN 1995a: 71). Eine Mentalität definiert Hermanns als die Gesamtheit von Gewohnheiten bzw. Dispositionen des Denkens, des Fühlens und des Wollens oder Sollens in sozialen Gruppen (vgl. HERMANN 1995a: 77). Das Gedachte, das Gefühlte und das Gesollte bzw. Logos, Pathos und Ethos¹⁷ einer sozialen Gruppe machen ihre Mentalität aus¹⁸. Die linguistische Analyse kann jeweils nur bestimmte Teile dieser Gesamtheit untersuchen, und zwar indem sie nicht einfach Sprachgebräuche, sondern *Sprachgebräuche-in-Diskursen* untersucht (vgl. HERMANN 1995a: 93).

Das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft zu beleuchten, ist eins der erklärten Ziele linguistischer Diskursanalyse. Sie will den Sprachgebrauch nicht nur beschreiben, sondern auch erklären, indem sie eine Systematik der Kontextualisierung von Äußerungen erarbeitet und die Kontext erzeugende Rolle der Diskursakteure in der analytischen Praxis hervorhebt. Insofern arbeitet die Diskurslinguistik nicht nur produktorientiert (wie die Textlinguistik), sondern v.a. handlungsorientiert, und zwar fokussiert sie eine fundamentale und zuvor wenig beachtete Funktion von Sprache, näm-

¹⁵ Zum Verhältnis zwischen Sprache und kultureller Identität vgl. HERMANN (1999: 353-355).

¹⁶ Das deutsche Wort *Mentalität* verweist oft auf allgemein verbreitete Stereotype (z. B. norddeutsche Mentalität). Nichtsdestotrotz beharrt Hermanns auf dem in der deutschen Historiographie bereits etablierten Terminus *Mentalitätsgeschichte*, der gegenüber seinen Alternativen folgende Vorteile bietet: Im Unterschied zur *Bewusstseinsgeschichte* (BUSSE 1987) suggeriert er nicht, dass es nur um das Bewusste gehe. *Geistesgeschichte* würde eine gesellschaftsferne Geisteswissenschaft Hegelscher Prägung suggerieren und könnte ebenso wie *Ideengeschichte* den sozialen Hintergrund außer Acht lassen. *Ideologieggeschichte* würde dagegen einzig auf das Kognitive abheben (vgl. HERMANN 1995a: 71-72).

¹⁷ D. h. kognitive, affektive und ethische Handlungsdispositionen.

¹⁸ Das Individuum hat nach HERMANN (1995a: 75) nur insofern eine Mentalität, als es an der kollektiven Mentalität teilhat.

lich ihre gesellschafts- und wissenskonstituierende Funktion. Diese diskurslinguistische Gegenstandsfokussierung wird von Jürgen Spitzmüller und Ingo H. Warnke wie folgt erläutert:

Man kann sich den Diskurs [...] als ein Netz von Aussagen vorstellen, dessen Maschen die »diskursive Formation« bilden. Das Formationssystem ist die Struktur, die es erlaubt, dass sich eine bestimmte Form von Wissen zu einem gegebenen Zeitpunkt konstituieren kann oder eben nicht. [...]. Die Aufgabe der Foucault'schen Diskursanalyse ist es nun, die Struktur dieses »Netzes« und mithin die kontextuell geprägten Bedingungen gesellschaftlichen Wissens sichtbar zu machen. (SPITZMÜLLER/WARNKE 2011: 70)

Die Linguistik kann Diskurse als soziale Phänomene nicht erklären, wohl aber beschreiben, insbesondere ihren kommunikativen Sinn ermitteln und insofern einen genuinen Beitrag zur Erklärung des sozialen Lebens leisten. Hermanns' hermeneutische Methode, die darin besteht, soziale Zusammenhänge von Äußerungen mittels wortsemantischer Analyse zu erfassen, visiert genau dieses diskursanalytische Ziel an. Der Methode liegt die Annahme zugrunde, dass sich der soziale Kontext von Sprechhandlungen linguistisch am besten und vielleicht auch nicht anders erfassen lasse, als durch eine semantische Analyse von Bezeichnungen für maßgebliche soziale Phänomene wie etwa: Sprache, Kultur, Demokratie, Arbeit, Umwelt, Globalisierung, Terrorismus usw. Die Begriffe, die diesen Bezeichnungen zugrunde liegen, prägen nämlich die kollektive Mentalität, also das kollektive Denken, Fühlen und Wollen sozialer Gruppen, denen die jeweiligen Diskursakteure angehören bzw. die selbst als Diskursakteure auftreten¹⁹.

Hermanns' semantische Analysen (z. B. HERMANN 2005) zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie die Wortsemantik transtextuell (im Sinne einer Begriffsgeschichte) untersuchen. Kognitive, emotive und volitive Bedeutungen sowie ihr Wandel seien nur diskurslinguistisch zu ermitteln, „denn nur in Diskursen können sich die Usualitäten von Sprech-, Denk-, Fühl-, Wollensweisen sprachlich zeigen, nämlich in der Serialität der sie zum Ausdruck bringenden sprachlichen Phänomene“ (HERMANN 2007:

¹⁹ Wohlgemerkt: „Die Sprachwissenschaft allein reicht nicht zum Interpretieren von Diskursen. Man muss sich dafür schon auch sachkundig machen. Dreierlei Weltwissen muss man dazu haben oder sich verschaffen: erstens Wissen über den Weltausschnitt, *in dem* sich ein Diskurs abgespielt hat; zweitens Wissen über den Weltausschnitt, über den darin verhandelt wurde, und zwar als *heutiges* (...) Wissen; drittens Wissen über Wissen, nämlich dasjenige der DiskursteilnehmerInnen, also Metawissen über deren Wissen (...) und auch über deren Wollen und Fühlen, d. h. *mentalitätsgeschichtliches Wissen*.“ (HERMANN 2007: 205)

203). Die Mentalitätsanalyse lässt sich daher nur als Diskursanalyse betreiben, d. h. anhand gewählter Ausschnitte kommunikativer Praxis, genauer gesagt, anhand von deren Manifestationen in Texten, die nach thematischen, inhaltlichen, zeitlichen oder anderen Kriterien zusammengestellt und in ihrem sozialen, darunter auch intertextuellen Kontext untersucht werden. Diesem diskursiven Kontext verdanken Texte ihre Form und ihren Sinn²⁰.

Einzelne Texte können nur als Beiträge zu Diskursen sinnvoll verstanden werden²¹, auch wenn sie Ausdruck individuellen Denkens, Fühlens und Wollens sind. Denn einer individuellen Mentalität liegen stets bestimmte Handlungsmuster zugrunde, die das in einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft geltende Denken, Fühlen und Wollen zum Ausdruck bringen. Jede Art Abweichung von diesen sozial etablierten Mustern ist mit sozialen Konsequenzen verbunden, wie etwa Missverstandenwerden, Statusverlust, Ausgrenzung u.ä.²² In diesem Sinne verstehe ich Hermanns' Feststellung:

Einzelne Texte können individuelles Denken, Fühlen, Wollen zeigen; Sprachgebrauch zeigt kollektives Denken, Fühlen, Wollen einer Sprachgemeinschaft. (HERMANN 1995a: 71)

Damit linguistische Diskursanalyse kollektives Denken, Fühlen und Wollen aufspüren könne, müsse sie allerdings ihren Sprachbegriff von der falschen Homogenitätsannahme befreien, die zur Identifikation von Sprache mit einer Nationalsprache führe²³. Kollektiver Sprachgebrauch weise zwar auf das Vorhandensein kollektiv geteilter Weltbilder hin, als Sprachgemeinschaften sollten aber eher Diskursgemeinschaften als Nationen und eher Soziolekte als Natiolekte angenommen werden. Hermanns wörtlich:

Schon auf der Stufe des Gedankenexperiments mißlingt ja der Versuch, ein (sei es auch nur bezüglich *eines* Wirklichkeitsbereichs) bestimmtes Weltbild zu

²⁰ Der Korpuslinguistik wirft Hermanns vor, die Texte durch das Herausreißen aus ihren intertextuellen und historischen Zusammenhängen ihres Sinnes zu berauben (vgl. HERMANN 1995a: 90).

²¹ Zur Diskurshermeneutik und insbesondere zum Sprachverstehen als einem epistemischen, emotiven und volitiven Prozess vgl. HERMANN (2007).

²² Die Handlungsmuster funktionieren im Prinzip wie die Lewis'schen Konventionen (vgl. LEWIS 1975). Nur unter besonderen Umständen kann ein vom Muster abweichendes Verhalten positiv aufgenommen werden.

²³ Diesem Irrtum verfiel etwa Leo Weisgerber (vgl. HERMANN 1995a: 94-95).

beschreiben, das der deutschen Sprache als das ihre eigentümlich sein *könnte*, mithin allen ihren Sprechern; wie auch der Versuch mißlingt – und zwar bereits im Stadium der Spekulation – im Wege des Vergleichs zweierlei Weltansichten auszumachen, die man plausibel etwa als spezifisch ‚deutsch‘, spezifisch ‚französisch‘ bezeichnen auch nur *könnte*. Erst recht mißlingt natürlich dann der Nachweis, daß es sich tatsächlich so verhält, wie man plausibel nicht einmal vermuten konnte. Vollends scheitert der Versuch, ‚die‘ Weltansicht ‚des‘ Deutschen schlechterdings zu finden, denn es läuft damit hinaus auf den Versuch, das *Wesen* der als homogen gedachten deutschen Sprache zu erkennen als ‚das Deutsche‘ an der deutschen Sprache, das es aber nun einmal nicht gibt. (HERMANN 1995a: 95, Anm. 28)

Will man also Sprache als soziales Regelsystem denken, muss sie nach Hermanns als System von Subsystemen (Sprachvarietäten) gedacht werden. Erst dann wird nicht nur plausibel, sondern sogar evident, dass die Besonderheit des Sprechens mit der Besonderheit des Denkens, Fühlens und Wollens parallel geht, und zwar nicht im Sinne eines unilateralen Determinismus, sondern im Sinne einer wechselseitigen Beeinflussung. Diese Interdependenz wird auf der Diskursebene besonders deutlich. In Bezug auf jeweils relevante Themenkreise unterscheidet sich das Sprechen ebenso wie auch das Denken von z. B. Industriearbeitern und von wirtschaftlichen Führungskräften, von Liberalen und von Sozialisten, von Katholiken und von Protestanten usw. (vgl. HERMANN 1995a: 95).

Wenn man die Wechselbeziehung zwischen sprachlichem Verhalten und Mentalitäten anerkennt, lässt sich eine Mentalität als Disposition zu sprachlichem Verhalten und sprachliches Verhalten als Ausdruck einer Mentalität beschreiben. Somit lassen sich durch die Erforschung einzelner Ausschnitte der in einer Sprachgemeinschaft vorkommenden kommunikativen Praxis, also einzelner Diskurse und Diskursbeiträge, Zusammenhänge zwischen Sprache und kollektivem Denken, Fühlen und Wollen ermitteln. Eine mentalitätsgeschichtlich ausgerichtete Diskurslinguistik kann auf diese Weise Humboldts These, die Verschiedenheit der Sprachen sei die Verschiedenheit der Weltansichten, analytisch untermauern (vgl. HERMANN 1995a: 94).

Literatur

- ALSTON, W. P. (1967) Emotive Meaning. In: *The Encyclopedia of Philosophy*. Bd. 2. New York, 486-493.
- AUER, P. (1999) *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Tübingen.
- BÜHLER, K. (1934) *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- BUSSE, D. (1987) *Historische Semantik*. Stuttgart.
- FALKENBERG, G. (1987) Ausdruck und Übernahme von Einstellungen. In: Liedtke, F. / Keller, R. [Hg.] *Kommunikation und Kooperation*. Tübingen, 159-181.
- FRIES, N. (2000) *Sprache und Emotionen: Ausführungen zum besseren Verständnis, Anregungen zum Nachdenken*. Bergisch Gladbach.
- GRICE, H. P. (1975) Logic and Conversation. In: Cole, P. / Morgan, J. L. [Hg.] *Syntax and Semantics 3: Speech Acts*. New York, 41-58.
- HERMANN, F. (1986) Appellfunktion und Wörterbuch. Ein lexikographischer Versuch. In: Wiegand, H. E. [Hg.] *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI*. Bd. 1. Hildesheim et al., 151-182.
- HERMANN, F. (1995) Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. In: Harras, G. [Hg.] *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen*. Berlin / New York, 138-178.
- HERMANN, F. (1995a) Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Gardt, A. / Mattheier, K. J. / Reichmann, O. [Hg.] *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen, 69-101.
- HERMANN, F. (1999) Sprache, Kultur und Identität. Reflexionen über drei Totalitätsbegriffe. In: Gardt, A. / Haß-Zumkehr, U. / Roelcke, T. [Hg.] *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin / New York, 351-391.
- HERMANN, F. (2002) Dimensionen der Bedeutung I: Ein Überblick. In: Cruse, D. A. et al. [Hg.] *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*. Bd. 21.1. Berlin / New York, 342-350.
- HERMANN, F. (2005) „Krieg gegen den Terrorismus“. Über die Bedeutungen des Wortes *Terrorismus* im Diskurs der Medien und Experten. In: Fraas, C. / Klemm, M. [Hg.] *Mediendiskurse. Bestandaufnahme und Perspektiven*. Frankfurt a. M.: et al., 142-168.
- HERMANN, F. (2007) Diskurshermeneutik. In: Warnke, I. H. [Hg.] *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin / New York, 187-210.
- KLEIN, J. (1989) Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik. In: Klein, J. [Hg.] *Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung*. Opladen, 3-50.
- LEECH, G. (1974) *Semantics*. Harmondsworth.
- LEVINSON, S. C. (2000) *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. London / Cambridge.
- LEWIS, D. (1975) *Konventionen. Eine Sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin / New York.
- LIEDTKE, F. (2007) Wie wir Fragmentarisches verstehen. In: Hermann, F. / Holly, W. [Hg.] *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens*. Tübingen, 59-99.
- LYONS, J. (1977) *Semantics*. Cambridge / New York / Melbourne.
- MANSTAED, A. / FRIJDA, N. / FISCHER, A. (2004) *Feelings and Emotions. The Amsterdam Symposium*. Cambridge.

-
- OGDEN, C. K. / RICHARDS, I. A. (1923) *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*. London.
- SALOVEY, P. / MAYER, J. D. (1990) Emotional Intelligence. In: *Imagination, Cognition, Personality* 9, 185-211.
- SCHWARZ, M. (1996²) *Einführung in die kognitive Linguistik*. Tübingen.
- SCHWARZ-FRIESEL, M. (2007) *Sprache und Emotion*. Tübingen / Basel.
- SEARLE, J. R. (2010). *Making the Social World. The Structure of Human Civilization*. Oxford.
- TABAKOWSKA, E. (1998) Go to the devil. Some metaphors we curse by. In: Athanasiadou, A. / Tabakowska, E. [Hg.] *Speaking of Emotions. Conceptualisation and Expression*. Berlin / New York, 253-269.
- WIERZBICKA, A. (1999) *Emotions across Languages and Cultures. Diversity and Universals*. Cambridge.
- WITTGENSTEIN, L. (1971) *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M. (zitiert als PU).